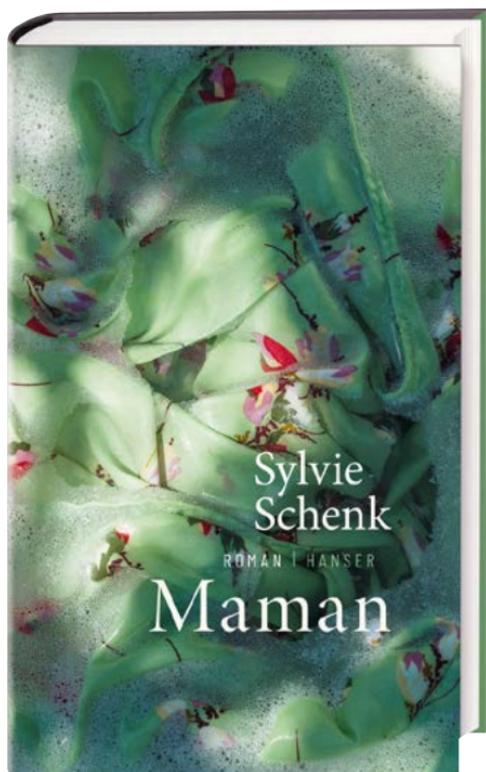


Leseprobe aus:
Sylvie Schenk
Maman



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG,
München

HANSER



Sylvie Schenk

Maman

Roman

Hanser

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27623-9

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © Viktoriia Oleinichenko / iStock / Getty Images Plus

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Für die Enkel und Urenkel von Cécile

Bockspringen

Lass uns Bockspringen
über die Schmerzen des Tages
in weichen Mulden landen
in der Schürze der Hebamme
wiedergeboren werden

»Unsere Mutter, die sprach nur mit der Wäsche und mit Babys.« So habe ich es gerade zu meiner Schwester Pauline am Telefon gesagt. Mit welcher Stimme habe ich da gesprochen? Mit meiner Alltagsstimme oder mit einer Kleinmädchenstimme? Mit meiner Bühnenstimme? Oder mit einer Stimme, die mir schon nicht mehr gehörte? Eine Stimme, die sich im Kunstflug der Worte selbstständig macht und nun zur Stimme dieses Textes wird?

Ich schreibe hier »Text«, weil ich noch nicht weiß, ob ich einen Roman schreibe und weil »Text« und »Textil« zusammenhängen. Meine Mutter war die Tochter und Enkelin von Seidenarbeiterinnen aus Lyon.

Mamans Geburtsname war Renée Gagnieux, dieser Name steckt in mir, dreht sich schon lange unter meiner Brust, viel schneller, seit meine Schwester Lisa in den Archiven von Lyon recherchiert hat. Etwas Hartes und Krummes und Hakeliges wie ein Fragezeichen. In meiner Mutter selbst rumorte ihre unbekannte Mutter, Cécile Gagnieux, die sie verdrängt, verschluckt und nie verdaut hat. Sie hat nicht mal ihren Namen erfahren. Auch das Leben von Cécile will ich in diesen Text einflechten, um endlich die Fragen zu beantworten, die meine Mutter sich wahrscheinlich gestellt hat – damit sie Ruhe gibt, damit ich selbst endlich meinen Frieden finde. Der Text wird gespickt sein mit den bei mir unbeliebten Adverbien »wahrscheinlich« und »vielleicht«, es wird ein approximativer Text

sein, ein sich annähernder Text. Ich habe früh gespürt, dass das Rätsel um ihre Herkunft das Leben meiner Mutter ausgehöhlt hat, eine mittelalterliche Tropfenfolter. Unruhe breitete sich auch in Hirn und Herz ihrer Kinder aus. Nun, da keine Frage sich selbst beantworten kann, muss ich nach Antworten suchen.

Zwischen den Fronten

Ich habe mich oft gefragt, ob ich lieber eine andere Mutter gehabt hätte, eine Mutter, die einen anregenden Dialog mit mir geführt hätte, eine wie die Mutter meiner Schulfreundin Suzanne, eine solide Frau, die Erdkunde unterrichtete, Esperanto lernte, *Das andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir las, den Maler Picasso schätzte, eine erziehende Mutter, deren Töchter Klavierunterricht bekamen, die nach den Hausaufgaben schaute und wusste, wo es langging. Nein, ich denke nicht, dass ich mir eine andere Mutter gewünscht habe. Ich möchte nicht dahin gehen, wo es langgeht, auch wenn ich immer noch keinen ausgeprägten Orientierungssinn habe. Ich stelle meine Mutter nicht infrage. Ich habe sie geliebt, wie man ein seltsames Wesen liebt, das zu einem gehört, ein Geheimnis, das man bewahrt. Eine Raritätenmutter, die man beschützen muss, auch wenn ich sie manchmal abstoßend fand. Ich wurde streitlustig, sobald jemand aus der bürgerlichen Familie meines Vaters die kleinste Kritik gegen sie äußerte. In seiner schrecklichen Familie wurde meine Mutter als Idiotin abgestempelt, ich hasste diese arroganten Lyoner Ärsche. Ich wünschte der Mutter meines Vaters den Tod, aber sie lebte lange.

Maman hat uns in die Welt gesetzt und wild wachsen lassen wie Unkraut. Es hatte Vorteile. Dank ihres Spleens bekamen wir frische Luft. Wir haben mit ihr keine Zärtlichkeiten ausgetauscht, sie hat uns nicht viel beigebracht, das Übliche

vielleicht, was gerade passte oder sich unbedingt gehörte, und das auch nur wie nebenbei, weil es eben nicht zu ihr gehörte. Aber lieber nichts als etwas Künstliches, Steifes, Präntiöses. Sie mochte Blumen vom Wochenmarkt, Blumen von den Feldern. Ich brachte ihr Sträuße mit wilden Narzissen, Kornblumen, Anemonen von meinen kleinen Fluchten in die Berge mit. Sie bedankte sich freundlich und freudlos. Sie beherrschte keinerlei Kunst, bevorzugte triviale Lektüren, strickte Pullis, einfache Muster, und nähte, aber schlecht (fürchterliche Trägerkleider für meine Schwester Pauline und mich, hellblaue Falten, als Latz ein Herz, und für meinen Bruder ein Hemd mit zu großem Kragen, er sah aus wie der kleine Lord Fauntleroy). Sie schwieg viel. Ich habe nie gewusst, ob sie nachdachte, träumte, sich erinnerte oder Pläne schmiedete. Sie war ein stummer Mensch mit blauen Augen und einem Verstand, der damit beschäftigt war, seine Mängel zu kaschieren.

Ich wohne in Deutschland und meine Schwester Pauline hat mir neulich eine Tüte *Papillotes*, französische Weihnachtspralinen, geschickt. In jeder findet man ein Zettelchen mit einem Sprichwort oder einer Weisheit. Bei der ersten, die ich öffnete, fand ich ein Zitat von Konfuzius: »Der größte Reisende macht eine Rundreise in sich selbst.« Vorerst muss ich Mamans No Man's Land kartieren und bereisen, damit sie Konturen und ein Relief annimmt, damit sie nicht verloren geht.

Vielleicht sitzt meine Mutter an der Quelle meiner von Neid und Faszination gemischten Furcht vor Intellektuellen, vor Menschen, die mit abstrakten Begriffen jonglieren, vor überheblichen Besserwissern aus gebildeten Familien, auch vor starken und MeToo-Frauen, die Bescheid wissen, gescheit re-

den und recht haben, überhaupt vor *positiven* Menschen, die ihre dunklen Seiten verleugnen, auch vor denen, die sagen: »Jeder ist seines Glückes Schmied« oder »Der Tod gehört zum Leben« oder »Gib der Bettlerin nichts, sonst bist du ein Teil ihres Problems«. Ich stehe auf beiden Seiten. Einerseits auf der Seite der Studierten, der Ärzte, der Professoren mit großen Bibliotheken, der doppelzüngigen Rechtsgelehrten, der politisch korrekten Lehrer, andererseits auf der Seite der Ungebildeten, der Einfachen, der Stummen, der Loser, der Idioten, der Ängstlichen, der Abhängigen, der Irrenden. Ich bin da, bin dazwischen, als Künstlerin zwischen den Fronten, als Schreibende. Worte sind flüssiges Leben, sie sickern in die Spalten des Alltags.

Die Unglückliche

Maman war eine Unglückliche, die ihr Unglück nicht reflektieren konnte. Sie war mysteriös, ja vielleicht beschränkt, eine, die kniend vor offenen Kleiderschränken leise erzählte, so leise, dass man sie nicht verstehen konnte. Im Vorbeigehen hörte man nur ein schwaches Murmeln und sah, wie sich ihre Lippen bewegten. Man verhielt sich diskret, als würde sie im Beichtstuhl knien, ging weiter. Sie war authentisch und verlogen, falls das Unterlassen auch Lügen und nicht nur Verslossenheit bedeutet. Sie, ihre Adoptiveltern, mein Vater, dessen Familie, alle haben uns, ihren Kindern, ihre Herkunft verheimlicht. Sie war eine, die schwieg und sich schämte, dabei zu sein, weil ihre Eltern und Schwiegereltern sich ihrer Abstammung schämten und sie verschwiegen, aber als Zahnarzt-frau wollte sie standesgemäß leben: mit Dienstmädchen und Pelzmantel. Sie hatte keine Moral, aber zwei Prinzipien. Erstens: nicht unpünktlich zum Essen kommen, »Kinder, euer Vater wartet nicht gern«, zweitens: bitte, bitte nicht unverheiratet schwanger werden, lieber abtreiben, wenn wir jemanden finden, der es tut. Unter ihren Kindern mochte sie am liebsten den Jüngsten oder die Jüngste. Sie liebte Säuglinge, weil sie unschuldig, unkritisch und von ihrer Mutter ganz abhängig sind. Sie konnte sie festhalten. Sie war die Lebensquelle dieser Wesen. Sie sang schief, aber für Babys hat sie versucht, Wiegenlieder zu summen. Sie hatte keine Stimme und auch keine Milch und musste uns, Pauline und mich, in der Kriegszeit mit dem

Fläschchen ernähren, aber es waren die besten Momente ihres Lebens: Sie hielt in den Armen einen kleinen warmen Körper. Das Baby lebte, aß, verdaute, es weinte, es quietschte vor Vergnügen. Sie empfand, denke ich, beim Füttern eines Kindes eine große Ruhe. Niemand verurteilte sie, niemand lachte über sie, ihr zahnloses Kind lächelte sie an. Diese Augenblicke waren real und ideal. Sie spürte sie durch und durch. Das Baby und sie waren da, echt, sichtbar. Der Zauber verschwand, wenn ein Säugling zum Kind wurde, weglief, einen eigenen Willen entwickelte, die Tür hinter sich zuschlug, freche Antworten gab. Es gibt ein Foto aus den Fünfzigerjahren von ihr und uns größeren Kindern. Wir gehen ernst und zerknittert mitten auf einer schmalen Straße in Gap, an ihrer rechten Hand meine Schwester Pauline, ich an der Hand von Pauline, an der linken Hand meiner Mutter mein Bruder Philippe (das letzte Kind war noch nicht geboren, das älteste zu Hause), wir nahmen die gesamte Breite der Straße ein. Wir sehen aus wie eine Girlande nach einem Fest. Ich selbst war erst zwei Jahre alt und schon die ältere Schwester von jemandem, von Pauline.

Als Teenager forderte ich Maman immer wieder heraus, schüchternete sie ein. Ich provozierte sie gern, trieb sie zum Äußersten, dann schlug sie mich, im Grunde nur, weil sie um sich schlug. Was ich damals gewiss mehr liebte als sie, war die Natur, die die Alten pathetisch, aber treffend, »Mutter Natur« nannten.

»Unsere Mutter«, sagte ich zu Pauline, »die sprach nur mit der Wäsche und mit Babys.« Es stimmte. Das Baby aber, das nur ein Wort am Telefon war, rundete sich in mir ab, nahm eine Urform an, bekam einen Baby Leib – und schrie. Sie war

es. Maman kam am 29. Dezember 1916 um 17 Uhr in Lyon als Renée Gagnieux zur Welt. Ihre Mutter Cécile starb eine Stunde später.

Cécile stirbt (1)